

Tischtennis-Erinnerungen

Von *Norwin Schwermer*

1973

In meinem Schreibtisch habe ich eine Schublade mit alten Dokumenten – Personalausweise, Führerscheine, den Jugendschwimmpass, was es so alles gibt. Und mit meiner Mitgliedskarte für den TV Ensen-Westhoven. Als Eintrittsdatum ist handschriftlich vermerkt: 1. 4.1973. Da war ich 13.

Vage kann ich mich erinnern, wie ich zum Tischtennis gekommen bin. Dabei muss ich vorausschicken, dass in meiner Familie vorsichtig ausgedrückt Sport keine Rolle spielte. Noch heute klingen mir die Worte meines Vaters im Ohr, wenn ich von einem Meisterschaftsspiel nach Hause kam, mit denen er seine ganze Geringschätzung für dererlei Aktivitäten zum Ausdruck brachte: „Und? Hat irgendwer gewonnen?“

Eines Tages fragte mich Holger, ein Mitschüler, ob ich um halb sechs mit ihm und ein paar anderen mitkäme, Tischtennis zu spielen. Gespielt wurde in der Turnhalle der ehemaligen Hauptschule Berliner Str. Tischtennis kannte ich überhaupt nicht, hatte ich noch nie gespielt, wirklich noch nie. Trotzdem, um halb sechs war ich da, mit einem Trupp von sechs oder sieben anderen Neuen aus dem Dorf. So sagten wir damals. Nach fünf oder sechs Wochen war von dem Trupp keiner mehr über, außer mir. Das war der Beginn meiner Karriere.



Der Verfasser 1975, mit 16 Jahren

Mein erstes Meisterschaftsspiel

Eines Tages im Herbst 1974 kam unsere Übungsleiterin, Waltraud Hackenbroch, beim Training zu mir und fragte mich, ob ich nächsten Samstag in der Mannschaft mitspielen könnte. Ich wußte nichts von Meisterschaft oder Mannschaft und hatte überhaupt keine Vorstellung, was da passierte, die Saison hatte auch schon angefangen, es muss das vierte Spiel gewesen sein, ich war in der Mannschaft gar nicht eingeplant. Aber es fehlte einer, der plötzlich keine Lust mehr hatte, ich sollte der Ersatz sein. Um drei mußt du an der Halle sein, schärfte mir Frau Hackenbroch ein. Keiner von uns Kindern wäre im Traum auf die Idee gekommen, einen der Erwachsenen zu duzen. Das Spiel begann um halb vier. Aber das hatte ich nicht mitgekriegt.

Mitdenkend, wie ich immer schon war, dachte ich mir, da bist du sicherheitshalber etwas früher da. Um halb drei stand ich an der Halle. Als um viertel vor drei noch immer keiner aufgetaucht war, dachte ich mir, da hast du dich vielleicht verhört. Und bin mit meiner Sporttasche zu einem Freund gegangen, wo wir den ganzen Nachmittag Schach gespielt haben. Handys gab es noch nicht.

Am nächsten Dienstag kam ich völlig nichtsahnend zum Training. Alle standen vor der noch verschlossenen Hallentür, ich erinnere mich noch genau, wie einer aus der Gruppe tuschelte „Jetzt geht es los“, als auch schon ein Donnerwetter von Waltraud vor allen Leuten auf mich niederprasselte, wo ich gewesen wäre, sie hätten auf mich gewartet, sie habe doch ausdrücklich gesagt, ich solle um drei an der Halle sein ... Aber Waltraud war herzensgut, und als ich glaubhaft darlegen konnte, ich sei sogar schon extra um halb drei dagewesen, nur eben ganz alleine, war der Zorn schnell verflogen und ich rehabilitiert. Auf Bewährung sozusagen.

Die Folge dieses Mißgeschicks war, dass Mannschaftsführer Peter Hackenbroch (Sohn von Waltraud und Bruder von Willi Hackenbroch, der jetzt in Refrath spielt) während dieser Saison jeden Samstag morgen bei uns vor der Tür stand und klingelte, um mich daran zu erinnern, dass wir nachmittags ein Spiel hätten.

Wirklich mein erstes Meisterschaftsspiel

Eine Woche später kam dann meine zweite Chance. Ein Auswärtsspiel beim TV Forsbach. Deren Tischtennisabteilung gibt es schon lange nicht mehr. Aber deren damalige Nr. 1 Joachim Lehmann spielt noch immer, in Wahn-Grengel.

Gespielt wurde im Paarkreuzsystem wie bei den Herren, nur in einer Vierer- anstelle einer Sechsermannschaft. Zuerst zwei Doppel überkreuz, dann die Einzel im ersten und zweiten Paarkreuz, und dann noch einmal zwei Doppel. Das Spiel ging bis sieben, d.h. 7:5 war das knappste Ergebnis, 6:6 ein Unentschieden.

Und natürlich zwei Gewinnsätze, jeweils bis 21, mit fünf Aufschlägen. Und mit einem Ball, der deutlich kleiner war als heute.

Ich weiß noch genau, dass wir in einer Gymnastikhalle gespielt haben, die mit unseren zwei Platten zur Hälfte belegt war, dass in der Halle eine Eiseskälte herrschte und ich als erstes gegen ein Mädchen spielen mußte, deswegen gleich doppelt nervös war, und gewonnen habe.

Von Jugendbetreuern und VW-Bussen

Gefahren wurden wir immer von Spielern aus den Erwachsenenmannschaften. Für jede Jugendmannschaft stellte sich ein fester Fahrer für die ganze Saison freiwillig zur Verfügung. Und nicht nur als Fahrer für die Auswärtsspiele, sondern als auch als Betreuer für die Heimspiele. Das war eigentlich nie ein Problem. Trotzdem, das Reservoir potentieller Freiwilliger war begrenzt.

Einige Jahre später, als ich aus dem Jugendalter herausgewachsen war und meinen Führerschein hatte, also Anfang der achtziger Jahre, bin ich auch unsere Jugendmannschaft gefahren. Sie spielte damals richtig gut, in der höchsten Jugendklasse, der Bezirksklasse. Was

bedeutete, dass wie bei den Herren mit einer Sechsermannschaft gespielt wurde. Was wiederum bedeutete, dass zu jedem Auswärtsspiel zwei Fahrer notwendig waren. Aber der Verein hatte einen VW-Bus mit acht Sitzen. Uralt und klapprig, aber er fuhr. Damit habe ich die Jugend kutschiert. Der Bus wurde von den Korfbällern und von uns genutzt. Aber mit der Zeit häuften sich bei den Schlüsselübergaben Aussagen wie „Du mußt aufpassen, an einer Ampel nicht zu spät bremsen ...“, oder „Beim Bremsen am besten auch die Handbremse anziehen.“ Oder der Motor sprang nicht an. Und irgendwann kam er nicht mehr durch den TÜV.

Einen Samstag konnte ich nicht. In der Woche davor war Abteilungsversammlung. Ich war damals Abteilungsleiter und dachte mir, dies sei doch eine gute Gelegenheit, mal mehr Mitglieder zum Engagement zu bewegen. Naiv frage ich in die Runde, wer denn am nächsten Samstag für mich fahren könne. Die Versammlung ist gut besucht, 30 Augenpaare schauen an mir vorbei, man kann eine Stecknadel fallen hören. Um der ganzen Sache mehr Attraktivität zu verleihen, schiebe ich nach, dass es sich um ein wichtiges Spiel handelt. In die Stille herein räuspert sich unser damaliger Schatzmeister des Gesamtvereins, der als Vertreter des Vorstandes auf unserer Abteilungsversammlung zugegen war, und spricht mit bedächtiger Stimme: „Norwin, wenn das Spiel so wichtig ist, finde ich, dass dann auch der Abteilungsleiter fahren sollte.“ Manche Dinge ändern sich eben nie ...

Ich bleibe in der Zeit Anfang der 80 iger. Mit den Jugendlichen sind wir öfters zu besonderen Veranstaltungen gefahren. Bevorzugt solche, bei denen es Freikartenkontingente gab.

Erinnern kann ich mich zum Beispiel an das Sechstagerennen in der alten Kölner Radrennbahn in Deutz – an deren Stelle steht heute die Kölner Messe. Sechstagerennen sind inzwischen weitgehend von der Bildfläche verschwunden. Einfach zusammengefasst war das ein Radrennen in der Halle, wo Radfahrer in Mannschaften mit wechselnder Besetzung von mittags bis nachts ununterbrochen im Kreis fuhren, grundsätzlich im gemächlichen Spazierfahrertempo, bis der Sprecher etwas ansagte wie „die Firma xy hat einen Preis von 100 DM für die nächsten zwei Runden ausgesetzt“, worauf die Fahrer anderthalb Runden im gleichen Tempo weiterschlenderten und dann zu einem atemberaubenden Spurt ansetzten. Das alles zählte dann auch noch irgendwie für eine Gesamtwertung. Derweil gab es im Innenraum Bier und Würstchen für das einfache Volk und in den Logen Schampus mit Kaviar für die Hautevolee. Dem geneigten Leser wird bei dieser Schilderung nicht entgangen sein, dass ich den Sinn des Ganzen nie richtig verstanden habe. Aber den kids hat´s Spaß gemacht.

Dann American Football – die Cologne Crocodiles. Damals sollte dieser Sport aus den USA in Deutschland groß herausgebracht werden. Als wir die Geschäftsstelle angeschrieben haben, hatten wir zwei Tage später 30 Freikarten im Briefkasten. Die Spiele fanden im Südstadion statt, und ich erinnere mich noch, dass es vorher eine lange Einführung über Lautsprecher mit der Erklärung der Spielregeln gab und dass beim angesetzten Spielbeginn alles unschlüssig auf dem Feld herumstand, bis eine Lautsprecherdurchsage kam, der Schiedsrichter sei leider nicht gekommen, ob irgendwer aus dem Publikum vielleicht ...

Und dann natürlich Tischtennis-Bundesliga. Da kommt der VW-Bus wieder ins Spiel. Ich weiß noch, wie ich mit acht Jungs so Preisklasse 12 – 14 Jahre nach Grenzau gefahren bin, mit dem VW-Bus, so um 1983 muss das gewesen sein. Das war eine größere Aktion, Internet

gab es noch nicht, so dass vorher beim Training Infozettel für die Eltern verteilt wurden. Maschinengeschrieben natürlich, PCs mit Textverarbeitung hatte kein Mensch, state of the art waren elektrische Schreibmaschinen, wo man höchstens mit Tipp-Ex etwas korrigieren konnte – korrigieren hieß in dem Fall, einen falschen Buchstaben weiß übertünchen. Wer ganz modern war, hatte vielleicht eine Schreibmaschine mit einem Display, auf dem man eine Zeile sehen konnte. Der fertige Zettel wurde dann zur Vervielfältigung irgendwem mitgegeben, der im Büro einen Kopierer hatte. Um halb sieben begann das Bundesliga-Spiel, damals noch mit Sechsermannschaften, also mit insgesamt bis zu 16 Einzeln und Doppeln. Auf dem besagten Infozettel hatte ich für die tischtennisunkundigen Eltern vermerkt, dass die Dauer eines solchen Bundesligaspiels natürlich ungewiß sei, ich aber mit den Kindern spätestens wieder gegen halb elf Uhr zurück wäre. Die Fahrtzeit betrug eine Stunde.

Um halb zehn ist das Spiel noch im vollen Gange. Und wenn ich etwas schneller führe? Um viertel vor zehn blase ich zum Aufbruch. „Es ist so spannend, warum dürfen wir nicht bis zum Schluss bleiben?“, klebt die Meute an mir und quengelt „Nur noch das eine Spiel ... nur noch der eine Satz ... Nur noch ...“. Es war tatsächlich spannend, das fand ich auch, und nachdem man dreieinhalb Stunden zugeguckt hat, interessiert einen dann natürlich doch, wie es ausgeht. Die Spiele ziehen sich endlos, um halb elf spreche ich ein Machtwort, kurz danach sitzen wir alle im Bus und fahren auf menschenleerer Autobahn durch die pechschwarze Nacht nach Hause. Plötzlich sehe ich auf dem Standstreifen mitten in der Pampa einen Mann neben einem Auto, der wild winkt und mir Zeichen gibt, ich solle anhalten. Ich überlege eine kurze Sekunde und denke dann, mit acht Kindern im Auto wird dir wohl nichts passieren, und halte an. „Ich stehe hier schon seit zwei Stunden, und keiner hat angehalten“, jammert er. „Ich habe keinen Sprit mehr, haben Sie ...?“ Der VW-Bus hat wahrhaftig einen Reservekanister. Wir füllen gemeinsam das Benzin in seinen Tank. Der Mann ist überglücklich.

Um kurz vor zwölf fahre ich mit sehr schlechtem Gewissen am Hotel Zündorf vor. Dort stehen die Eltern und warten seit über einer Stunde auf Ihre Kinder. Handys, das hatte ich schon erwähnt, gab es noch nicht. Aber alles wendet sich zum Guten, die Jungs springen aus dem Auto und schwärmen ihren Eltern vor, wie toll alles gewesen sei – wer kann glücklichen Kinderaugen schon widerstehen?

Heute sieht man in der Bundesliga nicht mehr mindestens 9 und bis zu 16 Spiele (wobei allerdings immer zwei parallel waren), sondern nur drei bis maximal fünf. Wer sowas wie ich damals erlebt hat, weiß warum ...

Mein Debut in der 1. Herren

1977 war die Jugendzeit vorbei. Die Mannschaftsaufstellungen für die nächste Saison wurden immer auf den Abteilungsversammlungen besprochen. Das war auch gar nicht anders möglich, es gab kein Internet, man konnte also nicht mal schnell eben einen Vorschlag herumschicken. Ich erinnere mich an eine lange Diskussion, ob ich in der 1. Mannschaft spielen sollte. Die spielte damals in der 2. Kreisklasse. Und hörte andächtig zu, wie sich die älteren Herren über meine Spielstärke austauschten.

Die Bedenken waren nicht ganz unberechtigt. In den Jugendklassen wurde uns „modernes“ Tischtennis beigebracht, offensiv natürlich, mit Topspin. Bei den Herren war dagegen alles „alte Schule“, bestimmt 2/3 aller Herren jedenfalls in den unteren Klassen spielten „krumm“, d.h. ein Abwehrspiel, mit irgendwelchen eingestreuten unorthodoxen Zwischenschlägen.

Viele davon hatten das berühmten „Barna-Brettchen“. Das war ein Belag mit kurzen Noppen, ohne Schwammunterlage, immer braun. Benannt nach Victor Barna, in den 30iger bis 50iger Jahren zigfacher Welt- und sonstwas Meister. Damit konnte man Abwehr spielen, aber auch Bälle anflippen und „schlagen“. Nur eben ohne Spin. Für Jugendliche, die so ein Spiel nicht kannten, das sichere Verderben.

„Sieht alles ganz gut aus“, haben wir oft von den Erwachsenen gehört, wenn sie unser Spiel argwöhnisch betrachteten „aber bei den Herren, da geht ihr ein.“ Ein Barna-Belag kostete nur ein paar Mark und hielt ewig. Heute gibt es ihn nicht mehr, er hat keine ITTF-Zulassung. Auch unsere 1. Herren bestand nur aus Brettchenspielern.

Ich kann mich noch an meinen ersten Trainer-Lehrgang 1982 in der Sportschule Hennef erinnern, wo unser Ausbilder Bernie Vossebein – ehemaliger deutscher Nationalspieler – von früher erzählte. Berni hatte an der WM 1956 in Tokio teilgenommen. Dort, so erzählte er, gab es die ersten Spieler, die mit sogenannten Soft-Belägen antraten. Also Beläge mit glatter Oberfläche und den Noppen innen, nicht außen, und darunter eine Schwammunterlage. Die „Schwammspieler“ haben immer drei Meter hohe Topspins – damals sagte man „Bälle mit Oberschnitt“ – gezogen, erzählte Vossebein, die ganzen Brettchenspieler wußten überhaupt nicht, was sie machen sollten, die kannten sowas gar nicht, schlagen konnten sie die Bälle nicht, die standen dann einfach weit hinter der Platte und waren ganz hilflos. Ab Anfang der sechziger setzte sich dann auf den höheren Ebenen immer mehr ein Topspin-Spiel durch. Aber bis das zu den unteren Klassen durchdrang, dauerte natürlich.

Das Barna-Brettchen wurde komplettiert durch den Barna-Ball. Das war ein extrem langsamer Ball, der beim Aufprall stark abbremste. Wenn wir in der Jugend gegen einen starken Gegner spielten, kam manches Mal unser Jugendbetreuer und erklärte: „Heute nehmen wir mal die Barna-Bälle, da können die nicht so schnell spielen.“ Dies wohlmeinend nach dem Motto, die armen Kinder - noch heute klingen mir Sätze im Ohr wie: „Den mußt du nur auf der Rückhand halten, immer in die Rückhand schieben“. Fatalerweise heute immer dann, wenn es knapp wird ... wer mich kennt, weiß, was ich meine.

Schließlich setzte sich zu meiner Enttäuschung die Fraktion der Brettchenspieler gegen die Fraktion „Wir müssen die Jugend fördern“ durch. Ich wurde an Brett 1 der 2. Mannschaft gesetzt. Aber das Blatt wendete sich schon am zweiten Spieltag. Da verabschiedete sich ein Spieler aus der 1. Mannschaft und ward nie mehr gesehen. So etwas soll es ja heute auch noch geben ... Und damit war ich an Brett 6 der Ersten.



Der Verfasser 1978, mit knapp 19

Gespielt wurde damals ein Sechser-Paarkreuzsystem, das es heute nicht mehr gibt. Eine Mannschaft stellte nur zwei Doppel. Das hieß, dass nur vier der sechs Spieler im Doppel zum Einsatz kamen. Der Wettkampf begann mit zwei Doppeln. Davon ausgehend, dass die Nr. 5 und 6 kein Doppel spielten, wurde das untere Paarkreuz vorgezogen, d.h. nach den Doppeln spielte zunächst das untere Paarkreuz, und dann die Paarkreuze von oben in der Reihenfolge weiter nach unten durch. Damit wurde sichergestellt, dass grundsätzlich auch bei einem 9:0 jeder Spieler – auch die Nr. 6 - noch zu zwei Einsätzen kam. Am Schluss gab es dann nochmal zwei Doppel. Grundsätzlich deswegen, weil ganz ausgebuffte Taktiker den schwächsten Spieler an Brett 4 setzten, ihn aber nicht im Doppel aufstellten. Damit spielte die Nr. 4, wenn es nicht knapper als 9:5 wurde, nur ein einziges Spiel. Nur manchmal machte der Staffelleiter einen Strich durch die Rechnung, dann nämlich, wenn die Bilanzen der Nr. 5 und 6 deutlich besser als die der Nr. 4 waren und er die Aufstellung änderte. Wenn es ganz schlimm kam, sogar während der Serie.

Mein erster Einsatz war ein Auswärtsspiel bei DJK Holweide. Am 18.9.1977, den Spielplan habe ich noch. Ich habe eines meiner beiden Spiele verloren, wir haben 7:9 verloren. Aber eine Sache ist mir besonders in Erinnerung. Nachdem unser Doppel das letzte Spiel verloren hatte, schleuderte unser Spitzenspieler Sigmund „Siggi“ Z. seinen Schläger unter den Banden hindurch krachend quer durch die ganze Halle, dass es nur so schepperte. Danach gab es in der Umkleidekabine eine lautstarke Diskussion, wer denn nun Schuld an der Niederlage sei. Ich stand fassungslos dabei, sowas kannte ich nicht. Bis sich Siggi zu mir wandte und meinte: „Nicht, Norwin, bei den Herren ist schwer. Aber du bist nicht schuld.“ Am Ende der Saison stand immerhin der Aufstieg in die 1. Kreisklasse.

Der Feint. Mit t wie Theodor.

Bis Ende der siebziger war die Welt der Beläge in Ordnung. Entweder man spielte mit einem Schwammgummi-Belag, etwas schneller oder etwas langsamer, wie Butterfly Sriver oder sowas, oder mit einem Brettchen. Alle Beläge waren immer rot (bis auf das braune Barna-Brettchen). Das änderte sich Anfang der achtziger Jahre über Nacht.

Irgendwann so um 1982 spielte ich Rangliste. Ich habe mich bis zur Ebene Bezirksliga qualifiziert und bin sehr stolz. Mein erster Gegner spielt sich unauffällig mit mir ein. Das Recht, sich den Schläger des Gegners zeigen zu lassen, gab es noch nicht. Wozu auch? Das Spiel geht los, die ersten beiden Aufschläge von ihm schlage ich meterweit hinter die Platte. Ich denke, holla, was ist das denn, und versuche, den nächsten Aufschlag ganz flach zu retournieren. Er fällt wie ein Stein ins Netz. Mir schwant, dass das nicht mit rechten Dingen zugeht, und ich versuche, mich darauf zu konzentrieren, mit welcher Schlägerseite mein Gegner den Aufschlag macht. Aber das ändert nichts. Dann habe ich Aufschlag, egal was ich mache, meine Bälle fliegen entweder unkontrolliert in die Gegend oder landen im Netz. Ich bin völlig entnervt, ich fühle mich wie ein Torwart beim Elfmeter, der sich einfach eine Ecke aussucht – genauso rate ich einfach, welchen Schnitt der Ball jetzt haben könnte, wenn ich richtig geraten habe, mache ich ab und an einen Punkt, ansonsten: siehe oben.

Nach dem Spiel gehe ich zu meinem Gegner und frage ihn, was er da für einen Schläger hat. Es ist ein Butterfly Feint auf der einen Seite. Lange Noppen. Die gab es vorher noch nicht.

Und ein Tackiness C auf der anderen Seite. Extrem griffig, der Ball bleibt am Belag kleben, wenn man den Schläger senkrecht stellt. Auch sowas gab es noch nicht. Beide Beläge schwarz, auch das ist neu. Und was mir erst jetzt klar wird: Mein Gegner hat den Schläger die ganze Zeit gedreht, ohne dass ich das gemerkt habe, sogar während des Ballwechsels. Deswegen auch die schwarze Farbe der Beläge, das Schwarz absorbiert das Licht, es ist unmöglich, die Belagseiten zu unterscheiden.

Was mich tröstet, ist die Tatsache, dass es Bundesligaspielern genauso geht. Im Fernsehen sehe ich Spiele der deutschen Meisterschaften, die wie Slapstick aussehen. Die Materialkünstler vervollkommen ihre Taktik noch dadurch, dass sie bei jedem Aufschlag mit dem Fuß aufstampfen, so dass man auch akustisch die Noppen nicht heraushört.

Überhaupt die Aufschläge. Sie werden von den Chinesen perfektioniert, der Ball und die Schlägerbewegung werden durch den Körper verdeckt, es ist unmöglich, den Schnitt zu erkennen, der Ball wird dazu noch schräg gegen den Schläger geworfen. Ich kann mich an Spiele im Fernsehen zwischen europäischen und chinesischen Spitzenspielern erinnern, in denen die Europäer in einem Satz keinen einzigen Aufschlag auf die Platte bringen. Dass die Europäer dennoch Spiele gewinnen, liegt an der chinesischen Tradition: Es gilt als unhöflich, den Gegner zu demütigen, und so schenken chinesische Spieler in Mannschaftskämpfen immer ein oder zwei Spiele ab. Wer den Gegner gewinnen lassen muss, wird vorher vom Trainer festgelegt. Ich fürchte, diese Tradition hat sich nicht gehalten ...

Allen ist klar, dass man den Sport so kaputt macht, und in den Folgejahren zieht der internationale Tischtennis-Verband Konsequenzen. Die Zweifarbenregel wird eingeführt, die Verpflichtung zum Vorzeigen des Schlägers, es darf nur noch mit zugelassenen Belägen gespielt werden, die Aufschlagregeln werden mehrfach geändert.

Zeitsprung um 35 Jahre in das Jahr 2015. Nach mehr als 20 Jahren Pause habe ich wieder mit Tischtennis angefangen. Wir spielen mit der 1. Mannschaft gegen einen Nachbarverein. Mein Gegner spielt sich unauffällig mit mir ein, alles scheint „normal“. Dann geht es mir genauso wie 1982. Es ist klar, mein Gegner hat beim Einspielen den Schläger gedreht und auf Vorhand und Rückhand jeweils mit dem glatten Belag gespielt, um mich zu linken. Nach 6 oder 7 Bällen gehe ich zu ihm und frage ihn, ob er mit Noppen spiele. Daraufhin versteckt er den Schläger hinter seinem Rücken und erklärt mir, das müsse er mir nicht sagen, er müsse seinen Schläger nur vor dem Spiel zeigen, jetzt sei das zu spät. Ich denke, du Blödmann, und gewinne trotzdem.

In der Rückrunde trete ich gegen den gleichen Gegner an. Wieder das gleiche Spiel. Aber diesmal will ich schlau sein. Bevor das Spiel beginnt, gehe ich zu ihm und frage ihn süffisant, ob er mir seinen Schläger zeigen könne. Wohlwissend, dass auf der Rückhand lange Noppen sind. Aber ich werde wieder abgeschmiert: „Nein“, klärt er mich auf, „das muss ich nur vor dem ersten Ballwechsel, so steht das in der Wettspielordnung.“ Ich denke, sowas muss dir als Jurist passieren. Aber es hat ihm nichts genutzt ...

Gegen Bärbroich in der gleichen Spielzeit geht es mir ähnlich. Mein Gegner – durchaus sehr nett - spielt auf der Rückhand mit einem Anti-Top. Wir spielen uns mit der Vorhand ein und kontern uns die Bälle um die Ohren. Dann will ich Rückhand spielen, er stellt sich mit seiner

Vorhand auf die Rückhandseite und klatscht weiter mit der Vorhand. Ich frage ihn etwas angenervt, ob er keine Rückhand spielen könne. „Nee“, meint er, „das hat keinen Zweck, da habe ich so einen komischen Belag, damit kann man sich nicht einspielen.“

Wie es so war ...

Spielort war die ehemalige Hauptschule Berliner Str. Die Jugend trainierte immer dienstags und freitags von halb sechs bis halb acht. Um halb acht kamen die Erwachsenen, bis um zehn. Dazu gab es noch ein Mannschaftstraining für die Jugend mittwochs. Und die Meisterschaftsspiele, für die Jugend immer samstags um 15.30 Uhr und für die Erwachsenen sonntags um 10.00 Uhr – Samstag abend spielte kein Mensch.



Jugendtraining in der Turnhalle der ehem. Hauptschule Berliner Str. 1982

Spielverlegungen waren selten. Zum einen deswegen, weil nur Vorverlegungen erlaubt waren. Und zum anderen, weil man mangels Internet Termine entweder beim Training abstimmen oder aber jeden einzeln anrufen mußte. Als Treffpunkt bei Auswärtsspielen fungierte immer der Parkplatz an der Halle Berliner Str. Erst später bürgerte sich das Hotel Zündorf ein.

Damals waren für die Turnhallen noch die Hausmeister der Schulen zuständig, die die Halle auf- und zuschlossen. Die Hausmeisterwohnung lag direkt an der Halle. Bei den Hausmeistern war diese Tätigkeit sehr beliebt, weil sie als Überstunden bezahlt wurde, ohne dass viel Arbeit anfiel. Irgendwann hat die Stadt dann die Hallenschlüssel den Vereinen in die Hand gedrückt, um Geld zu sparen.

Für die Platten gab es zunächst noch einen Plattenwagen. Der hatte eine Unterteilung in der Mitte, und man stellte dann auf jeder Seite eine Plattenhälfte ab. Das war natürlich umständ-

lich, weil man beim Auf- und Abbauen immer eine schwere Plattenhälfte durch die Halle tragen mußte. Aber wenn es sowas heute noch gäbe, hätten wir in der Grundschule nicht so wie heute das Problem, nur sechs Platten im Geräteraum abstellen zu können.

Gespielt haben wir in weinroten Trikots. Und zwar uni, die Sportartikelhersteller waren noch nicht auf den Trick verfallen, Trikots nur noch mit mehrfarbigen Mustern zu entwerfen und dann alle zwei Jahre die Kollektionen auslaufen zu lassen. Es war verboten, die Mannschaftstrikots während des Trainings zu tragen, damit sie geschont wurden und möglichst lange hielten. Zu dem Trikot stellte der Verein ein Vereinswappen – meine Mama hat es mit der Hand aufgenäht. Ich habe es noch heute.

Insgesamt zehn Mal haben wir ein bezirksoffenes TT-Turnier veranstaltet, zuletzt 1988. Damit Geld in die Kasse kommt.

Bis zu 350 Teilnehmer hatten wir, das in der Halle Berliner Str. mit nur neun Platten, plus später noch drei Platten in der Aula auf Fliesenfußboden! Das Geld kam neben den Startgeldern vor allem durch die Werbung in dem Ausschreibungsheftchen, 100 DM für eine Seite. Am lukrativsten war die Seite der Apotheken. Dies war eine Sammelseite für alle Porzer Apotheken, mit der Abrede, dass jede Apotheke 20 DM zahlte. Das hatte zwei Haken. Zum einen, dass wir zu jeder Apotheke hinfahren mußten, um das Geld zu kassieren. Zum anderen, dass nicht jeder Apotheker in diese Abrede eingeweiht war – ich erinnere mich noch gut an Sprüche wie „Das ist ein guter Trick ...“.



*6. bezirksoffenes Tischtennisturnier
1984 in der TH Hauptschule Berliner
Str.*

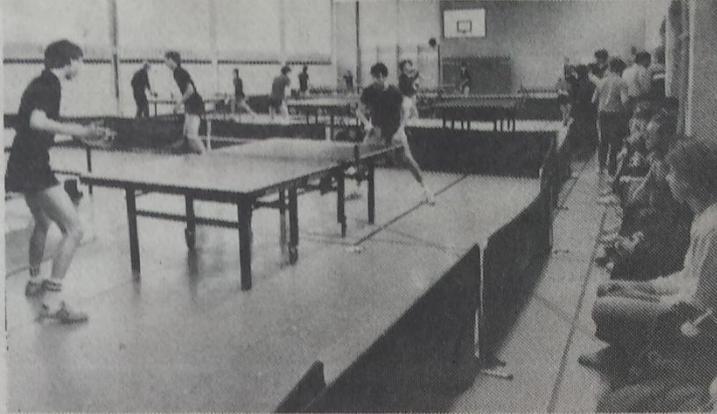


*Lee Bechler (geb. Chobsamanmit)
beim Urkundenschreiben mit Feder
und Tusche*



*Turnierleitung (links mit dem Mikro der
Verfasser)*

Tischtennis TV Ensen-Westhoven mit 300 Aktiven



Spannend war es beim Tischtennis-Turnier in Ensen-Westhoven

Zum neunten Mal veranstaltete der TV Ensen-Westhoven nun schon sein alljähriges Tischtennis-Turnier, und die Westhovener konnten sich gleichzeitig zum 85jährigen Vereinsjubiläum wieder um über eine riesige Resonanz freuen. Rund 300 Aktive kämpften um den Turniersieg in 14 Konkurrenzen und begeisterten zahlreiche Zuschauer mit gutem Tischtennissport.

Den Erfolg in der Herren-A-Klasse sicherte sich Engelbert Broich (TTC Weiss) in einem außergewöhnlich stark besetzten Teilnehmerfeld durch einen souveränen 2:0-Sieg gegen den Überraschungsfinalisten Cord-Heinrich Ostermann (TV Dellbrück). Mit dem 3. Rang mußten sich Groot (Bergfried Leverkusen) und Ralf v. Norsinski (TTC Köln) begnügen. Dagegen schied Vorjahressieger Karl-Josef Assenmacher (DJK Hürth), der als Fußballbundesliga-Schiedsrichter populär geworden ist, bereits im Viertelfinale aus. An der Seite von Kholki (TTC Köln) hielt er sich jedoch in der Doppelkonkurrenz schadlos und bezwang dort im Endspiel die Köln-Bensberger Paarung Schoulen/Höschen.

In der Damen-A-Klasse dominierte Nicole Augstein (TG Mülheim). Sie war sowohl im Einzel als auch im Doppel zusammen mit ihrer Vereinskameradin Reusch nicht zu schlagen und verwies Gisa Jorkisch (RG Porz) im Einzel sowie im Doppel, dort mit Astrid

Jenn (Ostheim), auf den 2. Platz. Mit Renata Schmitt als Dritte der Damen-Klasse rückte schließlich auch ein Spieler des TV Ensen-Westhoven unter die besten Vier der A-Klassen vor.

Die übrigen Plazierten: Herren-B: 1. Nagel (SV Bechen), 2. Schulz (RG Porz), 3. Schwarz und Heilemann (beide DJK Hürth); Doppel: 1. Angeli/Ostermann (Bärbroich/ TV Dellbrück); 2. Alderath/Alderath (TG Mülheim); Herren-C: 1. Opolka (TV Dellbrück), 2. Ody, 3. Stein (beide Deutz) und Cieslak (RG Porz); Doppel: 1. Hansen/ Heisinger (TV Forsbach/Worringen), 2. Holzhüter/Spee (TV Ensen-Westhoven); Jungen-A: 1. Sattler (TTC Köln), Groot (Bergfried Leverkusen), 3. Thiekötter (TTC Köln) und Emmel (DJK Buchforst); Doppel: 1. Thelen/ Funck (TTC Lövenich), 2. Biedermann/Emmel (DJK Buchforst); Jungen-B: 1. Soergel (TV Dellbrück), 2. Michels, 3. Gärten (beide RG Porz) und Bargel (DJK Ostheim); Doppel: 1. Krey/Soergel (TV Dellbrück), 2. Avellino/Joussen (TTC Berzdorf); Mädchen: 1. Topp (SV Lützenkirchen), 2. Boos (TV Dellbrück), 3. Ommer (TG Mülheim) und Ferri (Post Köln); Doppel: 1. Topp/Boos, 2. Ommer/Ferri; Schüler: 1. Arend (Polizei Köln), 2. Kröner (Voiswinkel), 3. Krey und Schramm (TG Mülheim); Doppel: 1. Kröner/Stefer; 2. Arend/Somnitz (Polizei Köln).

Die Informationen von Kreis und Bezirk kamen über ein Infoheftchen, das so alle sechs Wochen an die Vereine verschickt wurde. Damit sind Dinge wie die Spielpläne, die Ergebnisse und die Tabellen bekannt gegeben worden. Diese Heftchen wurden am schwarzen Brett in der Turnhalle ausgehängt. Daraus konnte man dann eben so alle sechs Wochen ansehen, wie die anderen Mannschaften gespielt hatten – ich wiederhole mich: Internet gab es noch nicht.

Ein paar Mal haben wir als Höhepunkt der Saison eine Abschlussfahrt unternommen. Ich erinnere mich 1980 an eine Fahrt nach Berlin mit Freundschaftsspiel beim SC Charlottenburg und das Jahr darauf nach München mit Freundschaftsspiel beim SV Moosinning. Ich will mich nicht in Anekdoten verlieren, aber eine Sache ist mir im Gedächtnis geblieben.

Moosinning lag etwas außerhalb von München. Auf dem Hinweg waren wir mit dem Taxi gefahren. Nach dem Spiel gibt es ein ausgiebiges Abendessen, bei dem auch reichlich dem Weißbier zugesprochen wird. Nachdem es gut war, will ich ein Taxi bestellen. „Ah geh“, wehrt der Spielführer unserer Gastgeber ab, „i fahr euch zuam Hotel.“ Der nette Herr hat mindestens, ich übertreibe nicht, vier oder fünf Maß getrunken, damit läge ich mit Alkoholvergiftung im Krankenhaus. „Kannst du denn noch fahren?“, frage ich vorsichtig. „Joa, woasst“, meint er, während er sich unbeirrt in sein Auto setzt, „wia kenne die Poliziste hiar, da broachst ihr keine Angscht zu habe.“ Ich habe vor ganz anderen Dingen Angst – heute wäre sowas unvorstellbar.



*TTC Moosinning I : T.V. Ensen-Westhofen Köln
30.5.1981*



Die Runde nach dem Spiel – Unser Fahrer war der Herr mit dem Maßkrug in der Mitte. Rechts daneben Mathias Råde und Willi Hackenbroch. Ganz links Lee.

Marianne und das erste Bier

Spätestens jetzt wird es Zeit, Marianne zu erwähnen.

Marianne war unser Stammlokal, gelegen in Westhoven in der Oberstraße kurz vor dem Abzweig zur Rheinaustraße linker Hand, heute steht an der Stelle ein Neubau (Oberstr. 54). Und benannt war es nach der gleichnamigen Wirtin, ein patentes kölsches Mädchen. Nach dem Training, und nach jedem Spiel sowieso, ging man zu Marianne. Verabreden mußte man sich dazu nicht, das war einfach selbstverständlich. Oft saßen wir dann da mit 20 Mann, die Tische zusammengeschoben im linken Flügel des L-förmigen Lokals. Wobei Mann nicht der richtige Ausdruck ist, damals gab es viel mehr Frauen im Verein als heute, nicht nur in absoluten Zahlen (was kein Kunststück ist ...), sondern auch prozentual.

Getrunken wurde immer in Runden, die der Reihe nach ausgegeben wurden. Das hob sich in der Endbilanz auf, weil jeder einmal drankam. Bei jeder Runde skandierte einer der älteren Knappen mit lauter Stimme „Der X hat es sich nicht nehmen lassen, eine Runde auszugeben. Wir danken dem edlen Spender für diese Runde mit einem dreifachen Schmetter“ und die ganze Truppe brüllte „Ball“, dass der Gasträum erbebt. Das dreimal hintereinander. War das peinlich? Nein, völlig normal.

Die meisten kamen aus dem Ort und waren zu Fuß da oder ließen ihr Auto stehen. Oder fuhren nur ein ganz ganz winziges Stück nach Hause, damals nahm man das nicht so genau. Dementsprechend reichlich floß das Bier, ich kann mich noch gut erinnern, dass ich oft nur einmal an meinem Glas genippt hatte, als auch schon die nächste Runde kam. Kein Wunder, die alten Recken tranken ihr kleines Kölsch in zwei oder drei Zügen, und die ersten zwei oder drei gegen den ärgsten Durst sowieso auf Ex. Wer eine Runde „antrank“, das heißt vor dem besagten Spruch oder ohne zumindestens dem Spender zugeprostet zu haben aus Gedankenverlorenheit einen Schluck nahm, mußte die nächste Runde bezahlen – Antrinken ging gar nicht.

Wir Jugendlichen, die noch nichts verdienten, wurden immer eingeladen. Als ich einmal eine Runde geordert hatte und Marianne die Striche auf meinen Deckel machen wollte, schob mein Nachbar, einer der älteren Spieler (Piel hieß er), seinen Deckel vor und raunte mir zu: „Norwin, wenn du mal so alt bist wie ich, dann gibst du den jungen Spielern die Runden aus, aber jetzt bezahle ich.“ Das war ein Deal. Bis heute.

Ein kleines Kölsch kostete 45 Pfg, das weiß ich noch. Also umgerechnet knapp 25 Cent. Das war ungefähr genauso viel wie ein Liter Benzin. Wenn ich mir das recht überlege, hat sich diese Relation bis heute nicht wirklich verändert. Wer etwas dazu essen wollte, bestellte Frikadellen oder Käse- oder Mettbrötchen. Mehr gab es bei Marianne nicht, die Brötchen schmierte dann ihr Mann in der Küche. Und die ganz Taffen orderten zum Kölsch noch einen Kurzen dazu. Das war ein Korn. Schmeckt nach nichts, außer nach 40 % Alkohol. Die Frauen schoben stattdessen bevorzugt eine Kabänes- oder Apfelkorn-Runde ein.

War der Abend und die Stimmung fortgeschritten, kam die Musikbox zum Einsatz. Das war ein großer Automat, der in einer Ecke stand, mit vielleicht 50 Schallplatten (Singles). Oben auf, unter einer Glashaube, war der Plattenspieler. Für jede Platte gab es darunter einen

Druckknopf, wo der Titel draufstand. Wenn man Geld einwarf, konnte man eine bestimmte Zahl von Titeln aussuchen. Dann rumorte es in der Box, ganz langsam kam eine Platte an einem Greifhebel aus dem Inneren und wurde auf den Plattenteller gelegt. Dann senkte sich der Tonarm, dann ging es los. Wenn ich mich richtig erinnere, waren es meist die Mädels, die die Musik anstellten. Aber dafür will ich mich nicht verbürgen ... Jedenfalls, und das ist wirklich wahr, gab es dann manchen Abend, der im Tanz mitten im Wirtsraum endete. Das ist durch Fotos belegt.



„Bei Marianne“ 1980. Ganz links Lee, am Kopfende Heinz Hackenbroch. Und im Hintergrund zwei Tanzpaare ... eines davon mit Wolfgang Bornheim.

Aber ich will die alten Zeiten nicht verklären, Unstimmigkeiten, Ärger und Streit gab es damals auch, und auch manche andere damals selbstverständliche Sache muss man nicht unbedingt gut finden.

In meiner zweiten Saison in der Jugend fuhr uns Peter L., ein Spieler aus einer der Herrenmannschaften. Marianne machte samstags um fünf auf. Das passte immer gut zu unseren Spielen, und wenn wir einmal früher fertig waren, warteten wir auch schon mal eine Viertelstunde vor der verschlossenen Tür. Herr L. lud uns dann immer ein, ich bestellte immer eine Cola, als einziger, alle anderen, alle ein Jahr älter als ich, tranken Schuß. Ein scheußliches Gesöff, halb Kölsch und halb Malzbier, sozusagen Kölsch in süß. Bis mir Herr L. irgendwann mal sagte: „Norwin, willst du nicht was Richtiges trinken?“ Das war mein erstes Bier.

Irgendwann Anfang der Achtziger hat Marianne zugemacht. Aus der Gaststätte wurde eine Wohnung. Und irgendwann wurde das Haus durch einen Neubau ersetzt.

Die Hackenbrochs, ein Krach und eine Blütezeit

Das ist der TV Hackenbroch, haben wir in den Siebzigern und Achtzigern oft gehört. Das war einfach nur eine Feststellung. Und die war gar nicht mal so falsch. Ich zähle mal durch: Es gab die Brüder Heinz und Franz-Josef, deren Ehefrauen Waltraud und Roswitha, deren Kinder Peter, Willi, Ralph, Andrea und Philipp, und den Cousin Gerd. Zehn Tischtennisspielende Mitglieder aus einer Familie, das war schon eine stolze Quote.

Unumstrittene spielerische Nr. 1 war Heinz Hackenbroch. Nachdem er jahrelang Fußball gespielt hatte, stieß er Anfang der siebziger zur neugegründeten Tischtennisabteilung. Die 1. Herrenmannschaft war damals in den Gefilden der 3. und 2. Kreisklasse unterwegs, für Heinz schon bald keine Herausforderung mehr. Mit einem unglaublichen Ballgefühl gesegnet und mit einem Barna-Brettchen gerüstet wechselte er in die 1. Vertretungen von Rot-Gold Porz und später Grün-Weiß Eil, die in der Verbandsliga (damals die vierthöchste Spielklasse) und Landesliga spielten.

*Heinz Hackenbroch
in der S-Klasse des
TT-Turniers RG Porz
1981 gegen Liang
Geliang aus China,
sechsfacher Welt-
meister in den siebzi-
ger Jahren (und 2010
Weltmeister im Dop-
pel der Ü60 WM mit
Wilfried Lieck)*

*Ergebnis:
9:21, 8:21, 7:21*



Und dann, 1979, nach meinem zweiten Jahr bei den Herren, kam er zurück, um bei uns in der 1. Mannschaft zu spielen und das Jugendtraining zu aktivieren. Heinz war nicht nur ein überragender Spieler, sondern auch ein begnadeter Motivator. Und daneben einer, der jeden aus der Tischtennis-Szene kannte und den jeder kannte. Dazu trug auch bei, dass Heinz damals die Vertretung von Koervers übernahm, ein Tischtennishandel größer als Schoeler-Micke, den es heute nicht mehr gibt. Dafür räumte er die Garage in seinem Haus Am Krumfingers Hof leer und richtete dort seinen Laden ein. Auf dem Hof stand dann eine Tischtennis-Platte, zum Ausprobieren. Verkauft wurde immer nach der Arbeit und am Wochenende. Ich weiß noch,

dass Heinz mir damals, ich hatte gerade mit meinem Studium begonnen, eine 50 %ige Teilhaberschaft anbot. Ich habe nein gesagt. Wer weiß, sonst würde ich heute vielleicht den ganzen Tag lang Schläger verkaufen und Beläge kleben ...

Leider ging dies alles nicht ohne Reibungen ab. Irgendwann kam es zu Unstimmigkeiten, aufgeschaukeltem Ärger und einem handfesten Abteilungskrach. Damals, 1980, haben Wolfgang Bornheim und ich uns überreden lassen, die Abteilungsleitung zu übernehmen. Fünf Jahre haben wir das gemacht, bis 1985; ich habe dann noch drei Jahre als Pressewart des Gesamtvereins drangehängt. Viel gelernt habe ich damals, mit gerade 20, über Menschen und Management, für´s Leben und den Beruf. Wie in einem Führungskräfte-seminar. Nur umsonst. So viel dazu.

In der Folge stieg die 1. Herrenmannschaft zweimal auf, bis in die Kreisliga. Und dann, in der Rückrunde der Saison 1981/82, stieß Peter von Klaudy zu uns.

Ein Einschub – Peter von Klaudy

Es ist immer gefährlich, einzelne Mitglieder hervorzuheben. Dies zu tun heißt stets, viele andere zu vergessen. Und wenn es um Spielstärke geht, muss man sich ja auch immer in Erinnerung rufen, dass der Anspruch unseres Vereins der Breiten- und nicht der Leistungssport ist. Aber dennoch mache ich hier eine Ausnahme. Denn Peter war der beste und erfolgreichste Spieler, den unser Verein jemals hatte. Das kann ich auch heute noch gefahrlos konstatieren.

Peter hatte damals als sog. Stammersatzspieler in der 1. Mannschaft von Rot-Gold Porz in der Verbandsliga an Brett 1 gespielt. Stammersatz deswegen, weil man bei dreimal in Folge und fünfmal pro Halbserie Fehlen aus der Mannschaft ausschied – wenn man nicht eben sog. Stammersatz war. Bis Heinz ihn überredete, sich in die niederen Gefilde der Kreisliga zu begeben. Damals war die eigentliche Karriere von Peter schon vorbei. Die hatte ihn in den sechziger Jahren zu mehrfachen dritten Plätze im Herren-Einzel und Doppel bei den Deutschen Meisterschaften, zu zahlreichen Einsätzen in der Oberliga – der damals höchsten Spielklasse -, in Auswahlmannschaften und im Europapokal geführt. Zwei Erfolge stechen hervor, hat mir Peter noch vor kurzem erzählt. Das ist zum einen der Gewinn des Europapokals (Europäischer Messepokal) mit der DJK Sportbund Stuttgart im Jahre 1965. Und zum anderen der vielbeachtete Sieg gegen Conny Freundorfer im Viertelfinale der Deutschen Meisterschaften 1962, der die Ära Freundorfer – damals achtfacher Deutscher Meister – beendete. Gibt sogar einen Wikipedia-Eintrag: https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_von_Klaudy.

Noch ein Wort muss ich darüber verlieren, wie Peter spielt(e). Nämlich nur mit der Rückhand; eine Vorhand ließ sich vielleicht einmal pro Satz bewundern. Und natürlich mit Brettchen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie Peter bei den Porzer Stadtmeisterschaften im Finale der A-Klasse gegen die damalige Nr. 1 der Porzer aus der Oberliga spielte, westdeutscher Auswahlspieler, der aus der Halbdistanz einen Topspin nach dem anderen zog und Peter die Bälle mit stoischer Ruhe mit der Rückhand abwechselnd rechts und links wegkonterte, bis der junge Mann der Verzweiflung nahe war und, nachdem er verloren hatte, zu mir kam und fragte „Wo habt ihr den denn her?“

Tischtennis-Saisonauftritt für TV Ensen-Westhoven



Peter von Klady von TV Ensen-Westhoven: Immer erfolgreich

Am kommenden Wochenende beginnt für die Tischtennispieler des TV Ensen-Westhoven die Meisterschaftssaison 1987/88. Nachdem die 1. Herrenmannschaft in der vergangenen Spielzeit erst am vorletzten Spieltag den Verbleib in der Bezirksliga unter Dach und Fach bringen konnte, liegt auch das Ziel der neuen Saison nur im Klassenerhalt. Dabei kann das Team jedoch nur noch einmal auf den langjährigen Spitzenspieler Peter v. Klady zurückgreifen, der der Mannschaft stets den notwendigen Rückhalt gab. Er wird zum vorerst letzten Mal im Auftaktspiel am Sonntag, dem 6.9.87 ab 10 Uhr in Mödrath für den T.V. Ensen-Westhoven an der Platte stehen. Am Samstag, dem 19.9.87 erwarten die Westhovener dann um 18.30 Uhr den SSV Lützenkirchen. „Wenn unsere durch Stefan Spee verstärkte junge Mannschaft noch etwas beständiger spielt, bin ich zuversichtlich“, zeigt sich Abteilungsleiter Heins Hackenbroch optimistisch.

Die 1. Damenmannschaft ist in der Kreisliga vertreten und hofft dort auf einen Platz im oberen Ta-

bellendrittel. Das erste Heimspiel findet am 19.9.87 um 18.30 Uhr gegen die DJK Ostheim statt.

Die beiden zweiten Vertretungen des TV Ensen-Westhoven konnten in der letzten Spielzeit große Erfolge verzeichnen. Sowohl die 2. Herren- als auch die 2. Damenmannschaft erreichten den Aufstieg in die Kreisliga. Darüber hinaus ist die 3. Herrenmannschaft in der 2. Kreisklasse vertreten, während das 4. und 5. Team in der 3. Kreisklasse sowie das 3. Damenteam in der 1. Kreisklasse um Punkte kämpfen.

Zu allen Heimspielen sind Zuschauer herzlich in die Turnhalle der Westhovener Hauptschule, Berliner Str. eingeladen.

Gymnastik für Damen

Die Gymnastikgruppe der Damen des SC Neptun sucht noch Mitturnerinnen. Jeden Mittwoch um 19.00 Uhr und um 20.00 Uhr trifft man sich im Clubheim an der Königsberger Straße. Wer Lust hat, dabei zu sein, sollte einfach hingehen.

Wochenpiegel 2.9.87

Die Bezirksliga und 15 Mannschaften

Zurück zur Kreisliga. In der Saison 1983/84 wurde unsere Erste überlegener Kreismeister.

Es folgten neue Spieler und zwei weitere Aufstiege bis in die Bezirksliga, wo das Team in den Spielzeiten 1986 – 1988 vertreten war.



*1. Herrenmannschaft
Kreisliga 1982*

Heinz Hackenbroch (+ 1993), Lee Bechler (+ 2013), Guido Lohmar, Norwin Schwermer, Franz-Josef Hackenbroch (+ 2003), Willi Hackenbroch, Günther Großmann, Peter v. Klaudy

Aber auch sonst stand die Abteilung gut dar. In den besten Zeiten sind wir mit 7 Herrenmannschaften angetreten, die Erste in der Bezirksliga, die Zweite in der Kreisliga, außerdem drei Damenmannschaften in der Bezirksliga und der 1. und 2. Kreisklasse, vier Jugendmannschaften und noch eine Seniorenmannschaft Ü 50. Beim Training waren immer mindestens neun, manchmal sogar 12 Platten aufgestellt, oft saß man lange auf der Bank, bevor man spielen konnte, und bei den Abteilungsversammlungen gab es wegen der hohen Trainingsauslastung heiße Debatten über Fragen wie „Nach wie lange Warten darf man verlangen, dass eine Platte freigemacht wird“ oder „Sollen für die Damen zwei Platten fest reserviert werden?“



*2. Herrenmannschaft 1982
v.l.n.r.: Rudi Boden, Jürgen Weyel, Wolfgang Bornheim, Mathias Råde, Guido Lohmar, Jürgen Holzhüter*



Nikolausturnier in der Turnhalle der ehem. Hauptschule Berliner Str. 1979

Der eigene Verein – Teil I

Zugleich kam es aber auch zu anderen Diskussionen. Wir sollten uns selbständig machen, jetzt, wo alles so gut läuft, meinte eine Fraktion in der Abteilung. Dann haben wir mehr Geld, weil wir nicht mehr für den Turnverein und das „Tennisheim“ bezahlen müssen.

Das „Tennisheim“ war natürlich das Vereinsheim. Und hatte eine Historie. Als sich nämlich die Tennisabteilung im TV etablierte, regte sich schnell der Wunsch nach einer entsprechenden Außenanlage. Dies wurde befeuert durch die räumlichen Verhältnisse der damaligen Geschäftsstelle des Vereins, ein schuppenartiger Anbau in der Drosselstraße, den es schon lange nicht mehr gibt, mit zwei winzigen Büroräumen. Es war ein Vereinsheim mit Tennisanlage und Gastronomie in der Oberstraße geplant, nutzbar für die Tennisspieler, und ebenfalls als Geschäftsstelle und für Veranstaltungen des Gesamtvereins. Aber was tun im Winter? Wir bauen noch einen Tanzsaal dazu, schlug der damalige Vereinsvorsitzende Josef Vonthron vor, viele Jahre lang nicht nur Vorsitzender des Turnvereins, sondern gleichzeitig auch des TGC Rot-Weiß Porz – TGC steht für Tanz- und Gesellschaftsklub, damals wie auch heute noch ein ambitionierter Tanzsportverein. Damit schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe, meinte er, wir nutzen das Gebäude gemeinsam, und die Auslastung ist sommers wie winters gesichert. Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht diese Idee war, aber ich erinnere mich an die wohl größte Mitgliederversammlung des Vereins, in der vollbesetzten Aula der Hauptschule Berliner Str., in der sich nach hitziger Diskussion schließlich die Mehrheit der Mitglieder gegen diesen Vorschlag entschied.

Der Bau des neuen Vereinsheim mußte finanziert werden, wir nutzen das doch gar nicht, war die Ansicht bei manchem in der Tischtennisabteilung, so kam es zu der Idee des eigenen Vereins. Natürlich stimmte das alles nicht so ganz, in vielen Jahren hat ganz im Gegenteil der Gesamtverein die TT-Abteilung subventioniert, und manch einer unterschätzte den mit einem eigenen Verein verbundenen zusätzlichen Arbeitsaufwand und das wirtschaftliche Risiko. Aber so war das Gefühl. Schließlich haben wir einen guten Weg gefunden, die Kosten der einzelnen Abteilungen und die Gemeinkosten wurden künftig aufgeschlüsselt, jeder konnte sehen, wie seine Beiträge verwendet wurden, die Gemüter beruhigten sich und die TT-Abteilung blieb unter dem Dach des Gesamtvereins.

Und noch ein Krach ...

Damit sind wir beim zweiten Krach. Dieses Mal bezogen auf den Gesamtverein. Bei den zu dieser Zeit stattfindenden Jahreshauptversammlung, es muss so 1982 gewesen sein, waren die Mitglieder der Tennisabteilung stark unterrepräsentiert, die von „den Tennisleuten“ für einige Vorstandsposten aufgestellten Kandidaten fielen deswegen bei den Wahlen durch, es stand der Vorwurf im Raum, es sei in den anderen Abteilungen gezielt Stimmung „gegen Tennis“ gemacht worden, die Vorstandswahl wurde bei Gericht wegen formaler Mängel angefochten und mußte wiederholt werden. In der wiederholten Versammlung mit ganz anderer Präsenz der Abteilungen wurde dann ein neuer Vorstand gewählt.

Wie sich die Zeiten geändert haben: Damals gab es im Verein Kampfabstimmungen über Posten im Vorstand und der Abteilungsleitung. Heute finden sich keine Kandidaten mehr, die sowas machen wollen, keine Zeit, keine Lust, zu viel Arbeit, zu viel Ärger, und dann noch nicht mal Geld ... So ist das.

Der eigene Verein – Teil II

Zeitsprung um 37 Jahre in das Jahr 2014. Gerade habe ich wieder angefangen, Tischtennis zu spielen. Wir müssen für das Tennisheim bezahlen, höre ich, alleine hätten wir mehr Geld, alles wäre doch viel einfacher, warum gründen wir nicht unseren eigenen Verein? Ich fühle mich wie in *Zurück in die Zukunft Teil IV* und denke, das hast du doch alles schonmal gehört ...

Es gibt eine Abteilungsversammlung, ein Meinungsbild für einen eigenen Verein und den Beschluss, noch einmal ein Gespräch mit dem Vorstand zu führen. Wenige Wochen später tritt der Abteilungsleiter aus persönlichen Gründen aus dem Verein aus. Eine neue Abteilungsleitung ist nicht in Sicht.

Ich wage die Behauptung: Wären wir ein selbständiger Verein geworden, damals oder heute, ich bin nicht sicher, ob es uns dann noch gäbe ...

Und wie es weiter ging ...

Ich komme nochmal zurück zu den Hackenbrochs. Leider war Heinz gesundheitlich Mitte der achtziger schon angeschlagen. Peter verzog nach München. Die Mannschaft zerfiel, es folgten zwei Abstiege hintereinander. Und, bis auf eine Ausnahme in der Spielzeit 1995/96 glaube ich, war die 1. Herrenmannschaft von da an nur noch in den Kreisklassen vertreten.

Auch bei den Damen waren die frühen achtziger die erfolgreichste Zeit. Dann gab es, wenn ich mich recht erinnere, eine Reihe von Spielerinnen, die aus den verschiedensten Gründen mit dem Sport aufhörten, zuwenig Nachwuchs, irgendwann kam eine Damenmannschaft nicht mehr zustande. Eine Entwicklung, die nicht nur unseren Verein getroffen hat. Bis in die neunziger hatte eigentlich jeder Verein ganz selbstverständlich auch Damenmannschaften. Aber irgendwann ist das eingebrochen, ein schleichender Prozess, ich weiß nicht, wieso, Damenklassen auf Kreisebene gibt es schon lange nicht mehr, die Bezirksklasse ist heute die unterste Spielklasse, im gesamten WTTV sind in der vergangenen Saison noch ganze 420 Damenmannschaften an den Start gegangen.

*1. Damenmannschaft
Bezirksliga 1980*

v.l.n.r.: Roswitha Hackenbroch, Ulrike Schmidt, Birgit Hentschel, Waltraud Hackenbroch



Ich habe da nur noch sporadisch gespielt und so Anfang der Neunziger ganz aufgehört. Aber ausgetreten bin ich nie.

1993 ist Heinz Hackenbroch dann verstorben, mit nur 53 Jahren. Sein Bruder Franz Josef ist ihm im Jahr 2003 gefolgt. Peter dagegen lebt nach wie vor in München und hat mir noch vor kurzem geschrieben, dass er gerade gegen den bayerischen Seniorenmeister im Training gewonnen hat.

Wie kann man 45 Jahre lange Mitglied in einem Sportverein sein? Darauf kann ich nur sagen: Für mich ist das alles wie gestern.

Mai 2018

© Norwin Schwermer(Text und Fotos)